

PSYCHOTHERAPIE IM ZEITALTER DES FAST-FOOD

Ein Kommentar zu GRAWE, K., DONATI, R. und BERNAUER, F. (1994) „Psychotherapie im Wandel - Von der Konfession zur Profession“

Karl von Kannen

Vorwort

Da ich im Gegensatz zu Klaus GRAWE der Überzeugung bin, daß uns in der westlichen Wissenschaft der Zugang zu einer ultimativen, „objektiven“ Wahrheit nicht gegeben ist, verstehe ich meinen Beitrag als Ausdruck einer subjektiven Position. Dabei erlaube ich mir, die sachlichen Argumente und Überlegungen, die ich für meinen Standpunkt anführe, mit einer gewissen Polemik vorzutragen. Angesichts des teilweise provokanten Inhaltes des Buches und der ebenfalls polemischen Diktion von GRAWE u. a. halte ich dies durchaus für angemessen.

Das Buch

Im Frühjahr 1994 erschien das o. g. Buch von dem Berner Psychotherapieforscher und Verhaltenstherapeuten Professor Dr. Klaus GRAWE und den beiden wissenschaftlichen Assistentinnen Ruth DONATI und Friederike BERNAUER. Ein dicker Brocken: stolze 900 Seiten. Wie schon etliche andere Veröffentlichungen des Autors löste auch diese heftige Kontroversen zwischen den Lagern der verschiedenen Psychotherapie-Schulen aus.

Die ersten drei Kapitel beschäftigen sich mit Anliegen und Aufbau des Buches sowie mit dem konkreten Vorgehen der Autoren bei ihrer Metaanalyse von Therapiestudien.

Der Kern von ca. 600 Seiten ist ein Report über eine Vielzahl von empirischen Befunden zur Psychotherapieforschung in extrem komprimierter Form. Aus der Gesamtheit der bis 1984 vorliegenden Studien wurden nach verschiedenen, teilweise zweifelhaften Kriterien die 897 „klinisch relevanten“ ausgewählt. „Relevant“ nach

GRAWE¹ sind beispielsweise nur Studien mit einem experimentellen oder quasiexperimentellen Design und mindestens 4 Patienten pro Behandlungsbedingung. Einzelfallstudien sind generell nicht „klinisch relevant“. Die Ergebnisse der „relevanten“ Studien werden in einer tabellarischen Form präsentiert, die an Test-Berichte für technische Geräte erinnert. In der ersten Spalte findet man das „Güteprofil“ der jeweiligen Studie, ein sehr fragwürdiges 8-dimensionales Maß, das eigens für die vorliegende Metaanalyse entwickelt wurde. In weiteren 12 Spalten findet man stichwortartige Angaben zu Anzahl und Hauptstörung der Patienten, Beruf des Therapeuten (Arzt oder Psychologe), verwendeten Erfolgsmaßen etc.

Weitere Tabellen geben in Form von Zahlenkürzeln Auskunft über die für GRAWE besonders interessante Frage, wieviele „statistisch signifikante Effekte“ zu einer therapeutischen Schule es in den ausgewählten Untersuchungen gegeben hat. Eingerahmt werden die Tabellen je Therapierichtung von einem kommentierenden Text, der einzelne Ergebnisse noch einmal mit drei oder vier Sätzen aufgreift.

In den letzten beiden Kapiteln faßt GRAWE die Ergebnisse der von ihm durchgeführten Metaanalyse zusammen, um dann anschließend seine Vorstellungen von einer „Allgemeinen Psychotherapie“ unter der Vorherrschaft der kognitiven Verhaltenstherapie zu entwickeln.

Mit Hybris und Narzißmus gegen fremde Konfessionen

Der provokante Untertitel des Buches gibt einen Vorgeschmack auf das, was dem Leser schon ab den ersten Seiten geboten wird. Vordergründig beschwört der Autor seine Liebe zur Psychologie, seinen aufopferungsvollen Einsatz für die gute Sache und seine absolut ehrenwerten Motive. Fast könnte man übersehen, daß hinter der Fassade von Edelmut und Besorgtheit vollmundige Kollegenschelte der rüderer Art transportiert wird. Die Psychotherapie sei in einem Zustand, für den er sich schämen müsse (GRAWE u. a. 1994, S. V), sei teilweise bis heute mittelalterlich, und er, GRAWE, wolle mit seinem Buch Aufklärung bringen (a. a. O., S. 1). Den „lebenden und toten Gurus“ der Psychotherapie sagt er den Kampf an (a. a. O., S. VI), will nun allen die „klare wissenschaftliche Ergebnislage“ aufzeigen. Das Fundament für diese heroische Leistung sind die Untersuchungen der angeblich einzig wissenschaftlichen Psychologie, nämlich der von GRAWE so genannten „empirischen Psychologie“, die hier großenteils synonym für die verschiedenen verhaltenstherapeutischen Schulen steht: „...daß es zur Gestalttherapie 7 kontrollierte Wirksamkeitsuntersuchungen gibt ... (und) daß 1290 mal eine Form der Verhaltenstherapie in einem kontrollierten Versuchsplan untersucht wurde ... (legt) einen sehr unterschiedlichen wissenschaftlichen Stellenwert der betreffenden Therapieverfahren nahe“ (a. a. O., S. 42). Schon hier zeichnet sich ab, daß es im vorliegenden Werk vorrangig um ein simples Abzählprinzip geht. Qualitativ-inhaltliche As-

¹ Im weiteren Verlauf des Textes werde ich statt aller drei Autoren nurmehr Klaus GRAWE nennen.

pekte treten dagegen in den Hintergrund. Wohlgermerkt, gezählt wurde nach den oben bereits erwähnten GRAWEschen „Relevanz“-Vorstellungen.

Ausgerüstet und gewappnet mit einer Unzahl von irgendwie gearteten empirischen Effekten, die nicht im Detail diskutiert werden, aber allesamt statistisch signifikant sind, geht GRAWE der unliebsamen psychotherapeutischen Konkurrenz an den Kragen. Leseprobe: Die „...Lehranalyse ist vielleicht die heiligste Kuh der Psychoanalyse und entsprechend lange wird es dauern, bis sie geschlachtet wird, aber schlachtreif ist sie schon lange“ (a. a. O., S. 699).

Daß er selbst auf den nach der Schlacht freigewordenen heiligen Stuhl des psychotherapeutischen Oberhirten schießt, blitzt nur für Augenblicke zwischen der gespielten Bescheidenheit durch: „...denn wir haben uns zwar um Vollkommenheit bemüht, haben uns aber immer wieder mit unserem Menschsein konfrontiert gesehen“ (a. a. O., S. VII).

Objektivität?

Es gibt eine Handvoll sinnverwandter Worte, die uns im vorliegenden Buch massiv gehäuft begegnen. Es sind die Worte „objektiv“, „eigentlich“, „tatsächlich“, „faktisch“, „in Wirklichkeit“ und ähnliche. Allein auf Seite 1 findet man „das, was ist“, „tatsächlichen Nutzen“, „tatsächlich bewirken“, „tatsächliche Wirksamkeit“; Tendenz gleichbleibend. Dies ist kein Zufall. GRAWE möchte dem Leser ein Denkmodell verkaufen, das in der Wissenschaftstheorie längst überholt ist, nämlich den naiven Empirismus des 19. Jahrhunderts. Damals glaubte man angesichts der Erfolge insbesondere in der Physik und Chemie, durch schlichte Beobachtung und experimentelle Untersuchungen könne die endgültige Wahrheit unmittelbar aus der Natur abgelesen werden.

Diesem positivistischen Ansatz folgten raffiniertere Theorien zur objektiven Absicherung von Erkenntnis, doch auch diese gelten spätestens seit Mitte der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts als gescheitert. Die empirische Wissenschaft sucht Information zu gewinnen mittels systematischer Erfahrung. Erfahrung ist aber stets ein subjektiver Akt. Ein Verfahren zur Bestimmung des spezifisch objektiven Anteils der Erfahrung steht uns im Rahmen der westlichen Wissenschaften bis heute nicht zur Verfügung. Wie die Objekte unserer Umwelt angemessen zu beschreiben sind, ist damit also eine Frage der (zeitlich begrenzten) intersubjektiven Übereinstimmung. Diese kann durch Diskurs und kritischen Vergleich verschiedener Theorien mehr oder weniger unvollständig herbeigeführt werden. Ganz gleich, ob wir auf Thomas KUHNs Konzepte der revolutionären Phasen in der Wissenschaft und des dann stattfindenden Paradigmenwechsels schauen, auf LAKATOS' Konzept des nicht falsifizierbaren Kerns von Theorien, auf FEYERABENDs methodischen Anarchismus oder auf VARELAS und MATURANAs Radikalen Konstruktivismus, in der wissenschaftstheoretischen Diskussion der letzten 25 Jahre findet sich eine

breite Übereinstimmung dahingehend, daß die eine, einzig gültige Wahrheit nicht auszumachen ist.

In den experimentellen Wissenschaften, also auch in der experimentellen Psychologie, finden wir drei wichtige Strategien, die dem Zweck der besseren intersubjektiven Übereinstimmung dienen sollen:

Häufige Wiederholung: Einzelbeobachtungen sind beeinflusst von einer Vielzahl von Zufälligkeiten. Generalisiert man vorschnell die aus einer Einzelbeobachtung gewonnene Information, so entstehen leicht jene intersubjektiven Differenzen, die z. B. an Stammtischen stets für Gesprächsstoff sorgen. Indem nun der gleiche Vorgang in möglichst immer gleicher Form vielfach untersucht wird, treten zufällige Einflüsse in den Hintergrund. Die systematischen Zusammenhänge werden deutlicher, typische Muster sind zuverlässiger zu erkennen.

Verkleinerung des Betrachtungsausschnittes: Eine Möglichkeit, die Übereinstimmung zu erhöhen, liegt darin, einen möglichst eng umrissenen Ausschnitt aus dem interessierenden Sachbereich für die Untersuchung auszuwählen. Es liegt auf der Hand: Betrachtet man ein streng isoliertes Einzelphänomen wie z. B. eine Veränderung des Hautleitwertes als Reaktion auf einen exakt definierten Reiz, so kommt man wesentlich leichter zu einem gemeinsamen Urteil über die Beobachtung, als wenn man etwa die gesamten Konfliktbewältigungsstrategien eines Menschen in einer komplexen Krisensituation beurteilen wollte.

Eine weitere Möglichkeit zur Verbesserung der intersubjektiven Übereinstimmung ergibt sich durch die Verwendung einfacherer Begriffssysteme. Ein komplexer Begriff wie der „verdrängte Konflikt“ unterliegt ungleich stärker der individuellen Interpretation als etwa der einfachere Begriff der „Auftrittshäufigkeit“ eines bestimmten Verhaltens.

Nun sind diese drei Strategien allerdings mit beträchtlichen Fragezeichen behaftet. Die vielfache, standardisierte Wiederholung wirft die Frage auf, wie ähnlich der erzeugte Vorgang noch mit normalen Alltagssituationen ist. Wir haben hier das Problem der externen Validität vor uns, das in den verschiedenen psychologischen Studien mehr oder weniger befriedigend gelöst wird.

Weit schwieriger ist es mit der Wahl des Betrachtungsausschnittes. Interessiert sich der Verhaltenstherapeut für das einzelne unerwünschte Verhalten, so fragt der Familientherapeut nach der Funktion dieses Verhaltens im System Familie, in dem potentiell auch eine andere Person die Rolle des Symptomträgers übernehmen könnte.

Ähnlich strittig ist der angemessene Komplexitätsgrad von Begriffssystemen. Während der Verhaltenstherapeut auf unmittelbare Beobachtbarkeit besteht (zumindest bis zur kognitiven Wende der Verhaltenstherapie), interessiert sich der Analytiker oder der Bioenergetiker für komplexere, indirekt zu erschließende Konstrukte wie z. B. „verdrängte Aggression“ oder „blockierte Energie“. Welcher Rahmen und welches Begriffssystem aber als *dem Gegenstand angemessen* gelten sollen, ist eine

subjektive Entscheidung. Mit der jeweiligen Wahl wird gleichsam die „Brille“ konstituiert, durch die der Forscher schaut. Und keine dieser Brillen kann als richtig oder falsch bestimmt werden. Aufgabe des Wissenschaftlers ist es vielmehr, mit seinem Ansatz in Konkurrenz zu treten zu anderen Forschern und die (wissenschaftliche) Öffentlichkeit vom Anwendungswert, Erklärungswert und Prognosewert seiner Theorie zu überzeugen.

Klaus GRAWE präferiert einen Forschungsansatz mit experimentellen Designs. Das ist sein gutes Recht. Und sicherlich ist dies ein wertvoller und bedeutender Ansatz. Abwegig allerdings ist GRAWEs Sprachregelung, das Adjektiv „empirisch“ weitestgehend der Verhaltenstherapie zuzuordnen und den Rest der psychologischen Schulen in Kontrast dazu zu stellen. Empirisch ist jede Wissenschaft, die ihre Erkenntnisse auf systematische Erfahrungen gründet. Eine Einzelfallstudie vor dem Hintergrund der psychoanalytischen Theorie ist nicht weniger empirisch als ein Laborexperiment (siehe hierzu LEIKERT & RUFF, 1994).

Noch abwegiger ist die Behauptung, die experimentelle und quasiexperimentelle Forschung sei diejenige, die einzig und allein „objektive“ Ergebnisse liefere. Eine Begründung für diese These sucht man leider ebenso vergeblich wie eine irgendwie geartete Fundierung oder Klärung der Begriffe des „Objektiven“, „Faktischen“, „Eigentlichen“. An die Stelle von Argumenten tritt massivste Suggestion. Seite für Seite soll dem Leser die Botschaft von der einen, „nicht verzerrten Realität“ (GRAWE u. a., z. B. S. 733) eingebleut werden.

Dabei ist GRAWE die Problematik der unterschiedlichen Brillen durchaus aufgefallen: „(Die Psychotherapeuten sind) unfähig, auf die Frage nach der bestmöglichen Therapieausbildung und -versorgung eine gemeinsame Antwort zu geben. Nicht einmal auf gemeinsame Kriterien kann man sich einigen, nach denen der Wert von Therapiemethoden bemessen werden soll. Auch die versucht jeder aus seiner eigenen Wahrheit heraus zu beantworten, als ginge es nicht um die Erfüllung ... eines objektiven Nutzens“ (GRAWE u. a. 1994, S. 28). Je nach theoretischem Standpunkt und abhängig von dem zugrundeliegenden Menschenbild kommen also verschiedene Psychotherapeuten offensichtlich zu unterschiedlichen „Wahrheiten“. GRAWEs Lösung für dieses Problem kann allerdings nur noch als einfältig bezeichnet werden: Er präsentiert uns einmal mehr seine Lieblingsidee, daß eben „in Wirklichkeit“ nur seine Brille die richtige sei und als einzige den Blick auf den „objektiven Nutzen“ freigebe, was immer er auch darunter verstehen mag.

Konsens findet er mit seiner Position allerdings nicht einmal in der eigenen Fraktion. Kaum ein praktizierender Verhaltenstherapeut mag sich vollständig auf die eher einfacheren Begriffssysteme beschränken, die die von GRAWE so bezeichnete „experimentelle Psychologie“ hervorgebracht hat. Komplexere Konstrukte wie z. B. das psychoanalytische Konzept der Übertragung und Gegenübertragung spielen auch im Denken von Verhaltenstherapeuten eine beträchtliche Rolle, und etliche Verhaltenstherapeuten verwenden mit Erfolg eine Vielzahl von Techniken anderer Schulen, vom Autogenen Training bis hin zu Yoga und Bioenergetik, ganz gleich

wie diese Schulen bei experimentellen Studien abgeschnitten haben. Schlimmer noch: GRAWE selbst muß zugeben, daß die weit überwiegende Mehrzahl der Verhaltenstherapeuten, die sich selbst in Psychotherapie begeben, nicht bei einem Kollegen der eigenen Ausrichtung, sondern bei einem Therapeuten aus einer anderen Schule Hilfe suchen (GRAWE u. a., S. 753). Sein Kommentar, bei diesem Personenkreis ginge es eben nicht um den Erwerb von Problemlösefähigkeiten, sondern um Klärungshilfe, erweist sich als Bumerang: Wenn die kognitive Verhaltenstherapie von ihren eigenen Vertretern in Punkto Klärungshilfe so viel schlechter eingeschätzt wird als die anderen, angeblich wissenschaftlich ungenügend fundierten Therapieformen, dann weist dies deutlich auf Mängel und Schwächen der von GRAWE so genannten „empirischen Psychologie“ hin. Die Anzahl der experimentellen Untersuchungen und die Zahl der signifikanten Effekte gelten bei vielen Fachleuten offensichtlich nicht als das entscheidende Kriterium für den Wert einer Therapierichtung.

Kontrollierte empirische Studien oder unkontrollierte Willkür?

Nehmen wir also die Wunderwaffe „kontrollierte empirische Studie“ einmal näher in Augenschein. Wichtigstes Kriterium für die Zugehörigkeit zu dieser Kategorie ist bei GRAWE das experimentelle Design. Das bedeutet, es müssen mindestens zwei Patientengruppen mit unterschiedlicher Behandlung miteinander verglichen werden, also z. B. eine Gruppe mit therapeutischer Behandlung und eine Kontrollgruppe ohne Behandlung oder mehrere Gruppen mit therapeutischer Behandlung nach unterschiedlichen Schulen. Die Gruppen sollen inferenzstatistisch verglichen werden. Dieser „exakte“ quantitative Vergleich mit mathematischer Unterstützung soll gewissermaßen der Garant sein für die angestrebte „Objektivität“. Bei genauerer Analyse der Studien zeigt sich aber, daß der Vergleich durch vielfältige Umstände in Frage gestellt und die Interpretation der Ergebnisse höchst subjektiv ist. Ein bekanntes Beispiel hierfür ist die Berner Therapievergleichsstudie von GRAWE, CASPAR & AMBÜHL (GRAWE u. a., 1990a-d), in der Gesprächspsychotherapie, Breitspektrumverhaltenstherapie und die von GRAWE selbst entwickelte Interaktionelle Verhaltenstherapie (IVT) verglichen werden. Diese Studie hat eine Welle der Kritik inhaltlicher und methodischer Art nach sich gezogen. GRAWE hatte selbst zugeben müssen: „Es finden sich gerade in vier von 55 Effektmaßen ... statistisch bedeutsame Wechselwirkungen, die auf einen signifikanten Unterschied in den Behandlungseffekten hinweisen“ (a. a. O., S. 341). Anstatt es dabei bewenden zu lassen, entfaltete er nun auf der Basis der nicht signifikant unterschiedlichen Effektstärken eine abenteuerliche Interpretationsakrobatik, die zu guter Letzt doch noch das gewünschte Ergebnis, nämlich die deutliche Überlegenheit der IVT, produzierte. Bedenkt man die riesigen Vertrauensintervalle, die angesichts der fehlenden Signifikanz um die Effektstärken zu ziehen sind, so gleicht dieses methodisch unseriöse Vorgehen dem Versuch, mit einem Plakatfilzschreiber eine Notiz in ein kleines Adressbuch zu schreiben. Iver HAND, Verhaltenstherapeut

an der Psychiatrischen Universitätsklinik Hamburg, stuft GRAWEs Schlußfolgerungen denn auch als „Fata Morgana“ ein (HAND, 1991, S. 285). GRAWE wiederum prahlte in seiner Replik damit, daß seine Studie doch in dem oben bereits erwähnten Güteprofil allerbeste Werte erzielt habe: „Nur Bescheidenheit, Friedfertigkeit, ‚langjährige Verbundenheit‘ und Platzersparnis hindern uns daran, das resultierende Qualitätsprofil als Antwort an HAND hier abzubilden“ (GRAWE, 1991). Diese Äußerung ist allerdings eher ein Eigentor: Sie spricht nicht für den Wert der Studie, sondern gegen die Tauglichkeit des Güteprofils.

Allein dieses Beispiel macht deutlich, wie unendlich weit experimentell orientierte Studien davon entfernt sind, von allen Fachleuten gleichermaßen anerkannte, sogenannte „objektive“ Fakten hervorzubringen. Selbst die Statistik, die mit ihren mathematischen Operationen das Fundament für die Auswertung von vielen psychologischen Untersuchungen liefert, ist durch fragwürdigsten Einsatz und Mißbrauch diskreditiert. GRAWE selbst ist diesbezüglich schon häufiger in die Kritik geraten.

Inhaltlich noch gravierender ist aber der Umstand, daß hinter jeder Studie eine ganz eigene Theorie, verschiedenste Störungsbilder, nicht studienübergreifend vergleichbare Patientengruppen usw. stehen. Aus der unüberschaubaren Vielfalt der mittlerweile tausenden von Studien zur Wirkung von Psychotherapie läßt sich kaum ein geschlossenes Bild zusammensetzen.

Diesem Dilemma der Psychologie behauptet nun GRAWE abhelfen zu können, indem er die spezifischen Details einfach ignoriert und die Studien auf einige Kategorisierungen und die Frage der statistischen Signifikanz reduziert. Was im einzelnen gemessen wurde, und unter welchen Bedingungen die Ergebnisse zustande kamen, ist für den Leser gar nicht mehr nachvollziehbar, eine inhaltliche Beurteilung praktisch ausgeschlossen. In erster Linie zählt jetzt die *Anzahl* der signifikanten Zusammenhänge zugunsten einer Therapieform. Der Interpretationswillkür des Autors sind damit kaum mehr Schranken gesetzt. Heraus kommt ein monströses Kunstprodukt, bei dem sich all die subjektiven Werturteile, die sowohl in die Studien als auch in die Metaanalyse eingingen, perfekt verbergen hinter der glatten Fassade von endlosen Zahlenkolonnen.

Zu welchen Auswüchsen die Willkür führen kann, zeigt auch folgendes Beispiel: Ein wichtiges Kriterium zur Beurteilung der untersuchten Studien ist das 8-dimensionale Güteprofil. Natürlich würde der Leser gerne wissen, wie zuverlässig denn dieses auf mehreren hundert Items beruhende Maß zur Beurteilung der Studien eigentlich ist. Eine Angabe zur Reliabilität sucht man indes vergeblich. Der Aufwand, so GRAWE, für eine zweifache Beurteilung einer größeren Anzahl von Studien und anschließende Errechnung des Reliabilitäts-Koeffizienten sei nicht vertretbar gewesen. Auch hätte man gerne gewußt, wie hoch die Skalen untereinander korrelieren. Bringt die Unterteilung in acht Skalen tatsächlich einen Informationsgewinn? Angesichts der nicht mitgeteilten Kennwerte darf zumindest vermutet werden, daß die Reliabilität dieses Güteprofils eher gering und überdies kaum höher ist als die Interskalenkorrelation, daß es sich also bei diesem Maß nur um vorge-

täuschte Differenzierung und Genauigkeit handelt. Berauscht von seiner Objektivitätseuphorie übersieht GRAWE anscheinend die völlig ungenügende Qualifizierung seines Beurteilungsmaßes und holt zum sarkastischen Angriff gegen psychologische Fachzeitschriften aus: „Durchschnittliche Güteprofile ... (geben) Hinweise darauf, welche wissenschaftlichen Zeitschriften es am meisten zu lesen lohnt, wenn man sich über den Ergebnisstand der psychotherapeutischen Wirksamkeitsforschung auf dem Laufenden halten will. Für Leserinnen und Leser, die selbst aktiv zur Psychotherapieforschung beitragen, mag Abbildung 3.5 Hinweise geben, wo sie ihre eher etwas schwächeren Arbeiten einreichen sollten“ (GRAWE u. a., 1994, S. 82).

Skrupel kommen GRAWE bei derartigen Attacken offensichtlich nicht. Im Gegenteil, stolz läßt er den Leser wissen, daß er solche und ähnliche „Informationen“ mittlerweile per Knopfdruck aus seinem Computer abrufen kann (a. a. O., S. 56). Damit scheint auch das eigentliche Ziel der empirischen Psychotherapieforschung, wie er sie versteht, in greifbare Nähe gerückt: „Ursprünglich sollte die Forschung dabei helfen, die Spreu vom Weizen zu trennen“ (a. a. O., S. 39). Gerne würde GRAWE die gesamte Konkurrenz mit Ausübungsverboten überziehen lassen, falls sie sich nicht seinem Forschungsparadigma unterwirft. Doch er muß konstatieren: „Für Ordnungsmaßnahmen dieser Art ist die Professionalisierung im Psychotherapiebereich ... noch nicht genügend weit fortgeschritten“ (a. a. O., S.40).

Derartige Vormachtgelüste erinnern fatal an die Entgleisungen eines viel prominenteren Vorläufers von GRAWE. Der Behaviorist Burrhus F. SKINNER vertrat u. a. in seinen Büchern „*Walden Two*“ (SKINNER, 1948), einer „wissenschaftlichen Utopie“, und „*Beyond Freedom and Dignity*“ (SKINNER, 1971), die Idee, daß der Mensch fremdbestimmt sei von seinen Lernerfahrungen und deshalb gelenkt werden müsse. Den alten philosophischen Widerspruch zwischen Determination und Freiheit löste er unoriginellerweise dadurch, daß er bei sich bzw. den Anhängern seiner Lehre einen Überschuß an Autonomie ortete, der dazu berechtigte, die anderen nach seinen Lernprinzipien zu steuern und nötigenfalls auch zu ihrem Glück zu zwingen. Damals ging ein Aufschrei der Empörung durch die Psychologie. Mittlerweile haben die genannten Werke SKINNERs in den Bibliotheken glücklicherweise eine dicke Staubschicht angesetzt.

Rethorik

„Komplizierte Dinge einfach machen!“ und „Störende Zweifel radikal beseitigen!“, so könnten zwei der wichtigsten Losungen der vorliegenden Arbeit GRAWEs lauten. Zu diesem Zweck verwendet er einige typische rethorische Muster, die teilweise auch schon in seinen früheren Publikationen zu finden sind.

Da wäre zunächst das bereits angesprochene Prinzip der fortwährenden Wiederholung. Zentrale Behauptungen wie z. B. die absolute Vorrangstellung experimenteller Untersuchungen und der „objektive“ Charakter der daraus resultierenden Er-

gebnisse werden nicht durch Argumente untermauert, sondern durch unermüdlischen, gebetsmühlenartigen Vortrag dem Leser regelrecht eingepaukt. Womöglich könnte die Rechnung bei dem einen oder anderen Adressaten im außerwissenschaftlichen Bereich (z. B. Krankenkassen, Politik) aufgehen: Was man so oft gelesen hat, das wird wohl die geltende Meinung sein.

Weiterhin auffallend sind Doppelbotschaften. Im bereits zitierten Kommentar zur Berner Psychotherapiestudie beispielsweise moniert dies Iver HAND. GRAWE hatte in seinem Vorwort zu dieser Studie beruhigt, es ginge ihm „nicht darum, herauszufinden, welche Therapie besser ist, - solche von Konkurrenzmotiven bestimmten Vergleiche waren damals noch gang und gäbe -, sondern wir wollten durch einen beschreibenden Vergleich der experimentell unterschiedenen Therapiebedingungen besser verstehen lernen, wie diese ... wirken“ (GRAWE, 1990, S. 292). Heraus kam dann allerdings etwas anderes. HAND schreibt: „Ein Teil der Datenanalysen der jetzt publizierten Studie wird - trotz der initial gegensätzlichen Absichtserklärung - als Grundlage für eine außergewöhnlich dezidierte, qualitative Hierarchisierung der untersuchten Therapieformen verwandt. Warum werden aber andere Therapievergleichsstudien als ‘von Konkurrenzmotiven bestimmte Vergleiche’ (S. 292) diskreditiert, wenn dem gleichen Tun der eigenen Arbeitsgruppe offenbar eine edlere Motivation zugebilligt wird?“ (HAND, 1991, S. 281).

Im vorliegenden Werk bekennt GRAWE in einem ehrlichen Moment: „Die Ergebnisse von Therapiestudien sind nie nur gefundene, sondern immer auch hergestellte Ergebnisse“ (GRAWE u. a., 1994, S. 715). Diese Einsicht hindert ihn indes überhaupt nicht daran, alle diejenigen, die sich den von ihm selbst hergestellten „Fakten“ nicht beugen wollen, als unwissenschaftlich oder gar mittelalterlich zu diffamieren.

Geht es darum, die Leserschaft von seiner wissenschaftlichen Vorsicht und Zurückhaltung zu überzeugen, so räumt er bezüglich der Auswahl der Studien ein: „Wir können nicht mit Sicherheit ausschließen, daß es einzelne Studien gibt, die an und für sich unseren Aufnahmekriterien entsprechen, die aber unserer Aufmerksamkeit entgingen oder fälschlicherweise von der detaillierten Auswertung ausgeschlossen wurden“ (a. a. O., S. 60). Gleichzeitig soll aber die Illusion einer glatten „Faktenlage“ ohne störende Zweifel aufrecht erhalten werden. Deshalb behauptet er an anderer Stelle im gleichen Werk ganz ungeniert: „Wenn in unserer Sammlung für eine bestimmte Therapieform keine einzige kontrollierte und klinisch relevante Untersuchung vorhanden ist, dann heißt das, daß es eine solche Untersuchung nicht gibt“ (a. a. O., S. 31).

Ganz ähnlich funktioniert eine Strategie, die man auf die Kurzformel bringen könnte: „Erwähnen gleich Verarbeiten“. Immer wieder greift GRAWE die Kritik seiner Gegner auf, um seine wissenschaftliche Seriosität und den umfassenden Charakter seiner Perspektive zu demonstrieren. Weniger seriös ist allerdings die Art, wie diese kritischen Argumente dann drei, vier Zeilen später plötzlich wieder im Nichts verschwinden. Bereits weiter oben habe ich den Streit um angemessene Kri-

terien für Therapieerfolg erwähnt und die erstaunliche Einfachstlösung, die GRAWE darauf als Antwort findet.

Ein weiteres Beispiel für diese Strategie sind seine Auslassungen über die „überindividuelle Bewußtseinsentwicklung, die in vielen Bereichen unseres gesellschaftlichen Lebens zum Ausdruck kommt“. Die Einbettung in diese Bewußtseinsentwicklung gehört laut GRAWE zum innersten Kern der Psychotherapie (a. a. O., S. 7). Er verweist speziell auf Fritjof CAPRAS Buch „Wendezeit“ (1983) und erweckt den Eindruck, er hätte es gelesen und inhaltlich integriert. Zentrales Thema in diesem Buch ist der von dem Wissenschaftstheoretiker Thomas KUHN eingeführte Begriff des Paradigmenwechsels. Capra fordert für die verschiedenen Zweige der Wissenschaft einen Paradigmenwechsel weg vom mechanistischen Weltbild der NEWTONschen Physik. Kritisch schreibt er über die Verhaltenspsychologie:

„Nach SKINNER wäre dies der einzige Weg, unsere jetzige Krise zu überwinden: nicht durch Evolution des Bewußtseins, weil es so etwas überhaupt nicht gibt; auch nicht durch einen Wandel der Werte, weil Werte nichts als positive oder negative Verstärkungen sind - vielmehr durch wissenschaftliche Kontrolle des menschlichen Verhaltens. ‘Was wir brauchen’, so schreibt er, ‘ist eine Technologie des Verhaltens, ... an Macht und Präzision der physikalischen oder biologischen Technologie vergleichbar.’

Das also ist die NEWTONsche Psychologie *par excellence*, ... Es ist ferner eine Psychologie, in der sich die Vorliebe unserer Kultur für eine manipulierende Technologie widerspiegelt, eine Technologie, die auf Beherrschung und Kontrolle aus ist. In jüngster Zeit hat sich der Behaviorismus zu wandeln begonnen; er hat Elemente vieler anderer Disziplinen assimiliert und dadurch viel von seiner früheren Starrheit verloren. Doch halten die Behavioristen weiterhin am mechanistischen Paradigma fest und verteidigen es oft als die einzig wissenschaftliche Methode der Psychologie, womit sie die Wissenschaft auf das Newtonsche Gedankengebäude begrenzen“ (Capra 1983, S. 190f).

Nimmt man CAPRA ernst, so hat GRAWE mit der von ihm vorgelegten mechanischen Zählarbeit den Anschluß an die gesellschaftliche Bewußtseinsentwicklung gründlich verpaßt.

Berufspolitik

„*Psychotherapie im Wandel*“ erscheint zu einer Zeit, in der das Thema Psychotherapie stark ins öffentliche Interesse gerückt ist. In Ausschüssen des deutschen Bundestages wird gerade ein Gesetz diskutiert, das das Berufsbild des psychologischen Psychotherapeuten festlegen soll. Bisher ist nur der ärztliche Psychotherapeut, oft Psychoanalytiker, für die reguläre Versorgung der Kassenpatienten vorgesehen. Nach dem neuen Gesetz soll nun den Psychologen ein fester Platz im therapeutischen System zugestanden werden.

An diesem Punkt ist GRAWE, der von den Politikern als wissenschaftlicher Experte gehört wird, ein wichtiger Interessenvertreter der Psychologen gegen die Übermacht der Ärztelobby. Seine deutlichen Worte zur Zuständigkeit und Kompetenz der Diplompsychologen im Bereich Psychotherapie, auch und gerade im Vergleich mit Ärzten (GRAWE u. a., 1994, S. 17ff.), finden gewiß vehemente Zustimmung beim größten Teil des psychologischen Berufsstandes. Damit wäre allerdings der Konsensbereich auch schon erschöpft.

Da die Ärzte den aktuellen Psychotherapiebedarf nicht decken können, können bisher im (als Ausnahme gedachten) sogenannten Erstattungsverfahren psychologische Therapeuten unterschiedlicher Schulen über die Krankenkassen abrechnen. In Zukunft sollen aber nach dem neuen Gesetz nur noch „wissenschaftlich fundierte“ Therapietechniken zugelassen sein. Vor diesem Hintergrund wird die eigentliche Bedeutung von GRAWEs unermüdlichen Objektivitätsbeteuerungen deutlich.

Wohin der Zug gehen soll, das hatte GRAWE schon in der Berner Psychotherapiestudie implizit angedeutet. Dort wurde den Gesprächspsychotherapeuten auferlegt, sich strikt auf die von ROGERS und TAUSCH entwickelten Methoden zu beschränken. Die Verhaltenstherapeuten hingegen waren angewiesen, die „typischen verhaltenstherapeutischen“ Methoden zu verwenden, die sich erstreckten auf 1) Kognitive Verfahren, 2) Rollenspiel, 3) Andere Verhaltenstherapieverfahren, 4) Humanistische und erlebnisorientierte Methoden, 5) Entspannungsverfahren, 6) Andere Therapieverfahren (GRAWE u. a., 1990b, S. 328).

Schon hier wird sehr deutlich, daß fast alles, was als therapeutische Technik in Frage kommt, kurzerhand als Verhaltenstherapie umetikettiert wird. Nachdem die klassischen verhaltenstherapeutischen Methoden sich als nur begrenzt wirksam erwiesen haben, wird quasi das gesamte Schulenspektrum zum Selbstbedienungsladen umfunktioniert und hemmungslos ausgeschlachtet.

Mittlerweile macht GRAWE aus seinen Okkupations- und Alleinherrschaftsplänen auch gar keinen Hehl mehr: „Wenn es in den heute als wissenschaftlich unseriös zu beurteilenden Therapieformen wertvolle Elemente geben sollte, die in den wissenschaftlich anerkannten Therapien fehlen, dann können diese nur auf der Grundlage dieser anerkannten Therapien in den allgemeinen Topf der Psychotherapie eingebracht werden“ (GRAWE u. a., 1994, S. 734). Und: „Die empirisch orientierte Psychologie ist theoretisch-konzeptuell längst genügend weit fortgeschritten, um einer nicht schulorientierten Allgemeinen Psychologie ein solides theoretisches Fundament zu liefern“ (a. a. O., S. 774).

Würde sich diese Entwicklung tatsächlich vollziehen, so hätte das fatale Folgen. Die von GRAWE erträumte wissenschaftliche Abwertung oder gar Ächtung aller anderen Richtungen zugunsten der kognitiven Verhaltenstherapie würde bedeuten, daß die Quellen für den weiteren Fortschritt verschüttet würden. Die geistige Enge der sogenannten „empirischen Psychologie“ beinhaltet bei weitem nicht das kreative Potential, das für zukünftige Entwicklungen benötigt wird. Flächendeckende Verhaltenstherapie wäre gewissermaßen der ökologische Ruin der psychotherapeutischen Landschaft.

Zum Glück weiß das die überwältigende Mehrheit der praktizierenden Psychotherapeuten. Beim Psychotherapiekongreß im Juli 1994 in Hamburg hatte GRAWE keine Chance gegen die von ihm verspotteten 'Gurus'. „Dorthin wurde er überhaupt nur eingeladen, weil er in einem Brief an die Veranstalter die ursprüngliche Rednerliste kritisiert hatte, auf der Therapieforscher nicht vorkamen. Doch die meisten Besucher ignorieren die Diskussion ... (der) Ergebnisse (seiner Studie) schlicht, die Veranstaltungen sind weit schlechter besucht als die Auftritte der Stars“ (J. PAULUS, „Die Zeit“, 5.8.94). Nur der SPIEGEL ließ sich von GRAWEs „neueren Untersuchungen“ beeindrucken und meldete im Untertitel: „... fordern Experten die Umwandlung der Seelen-Zunft in ein effizientes Dienstleistungsgewerbe“ (DER SPIEGEL, 30/1994). Psychotherapie also demnächst nach dem Effizienz-Ideal von Hamburger-Ketten? Keine Sternstunde für die Psychologie als Wissenschaft!

Literatur

- CAPRA, F. (1983). *Wendezeit*. Bern; München; Wien: Scherz.
- GRAWE, K. (1990). Vorwort zur Berner Therapievergleichsstudie. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 19, 292 - 293.
- GRAWE, K., CASPAR, F., AMBÜHL, H. (1990a). Die Berner Therapievergleichsstudie. Fragestellung und Versuchsplan. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 19, 294 - 315.
- GRAWE, K., CASPAR, F., AMBÜHL, H. (1990b). Die Berner Therapievergleichsstudie. Prozeßvergleich. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 19, 316 - 337.
- GRAWE, K., CASPAR, F., AMBÜHL, H. (1990c). Die Berner Therapievergleichsstudie. Wirkungsvergleich und differentielle Indikation. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 19, 338 - 361.
- GRAWE, K., CASPAR, F., AMBÜHL, H. (1990d). Die Berner Therapievergleichsstudie. Zusammenfassung und Schlußfolgerungen. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 19, 362 - 376.
- GRAWE, K. (1991). Was ist differentiell an der Differentiellen Psychotherapieforschung? Eine Replik auf die Stellungnahme von Reinecker, Schindler und Hand zur Berner Therapievergleichsstudie. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 20, 286 - 297.
- GRAWE, K., DONATI, R., BERNAUER, F. (1994). *Psychotherapie im Wandel*. Göttingen: Hogrefe
- HAND, I. (1991). Die Berner Therapievergleichsstudie: Was sollte verglichen werden, was wurde verglichen - was wurde gefolgert und was kann gefolgert werden. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 20, 280 - 285.
- LEIKERT, S., RUFF, W. (1994). Methodische Prinzipien psychoanalytischer Therapieforschung. *Forum der Psychoanalyse*, 10, 77 - 86.
- SKINNER, B.F. (1948). *Walden Two*. New York: Mac Millan.
- SKINNER, B.F. (1971). *Beyond Freedom and Dignity*. New York: Knopf.

Anschrift des Verfassers:

Karl VON KANNEN
Heinrichstraße 17a
49080 Osnabrück